

Abschalten unerwünscht?

EINE EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG ZUR WORK-LIFE-BALANCE

GASTKOMMENTAR | Markus Latzke und Michael Schiffinger | markus.latzke@wu.ac.at, michael.schiffinger@wu.ac.at

Mitte Juni dieses Jahres ließ die deutsche Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen aufhorchen, als sie klare Regeln zur Erreichbarkeit in der Freizeit forderte. Sie befürchte aufgrund moderner Kommunikationsmittel wie Smartphones und Tablets ein Missverhältnis zwischen Erholungs- und Arbeitszeit, also im Bereich der sogenannten Work-Life-Balance.

Arbeit wird mit diesem Begriff nicht als integrativer Bestandteil des Lebens aufgefasst, sondern sogar als Gegenpol verstanden. Darüber hinaus wird Arbeit zumeist auf die bezahlte Erwerbsarbeit reduziert, womit aber ein großer Bereich ausgespart bleibt. Die aktuellen OECD-Daten des „Better Life Index“ für Österreich zeigen etwa, dass Männer 135 Minuten pro Tag mit unbezahlter Arbeit wie Kochen, Putzen oder Pflege verbringen, während Frauen für solche Tätigkeiten sogar doppelt so viel Zeit aufwenden.

DIE WORK-LIFE-BALANCE DER WU-ABSOLVENT/INN/EN

Anhand zweier Kohorten des „Vienna Career Panel Project“ mit WU-Abschluss um 1990 bzw. 2000 geht die Interdisziplinäre Abteilung für Verhaltenswissenschaftlich Orientiertes Management der Work-Life-Balance von WU-Absolvent/inn/en nach. Folgende Fragen sollen beantwortet werden: Wie entwickelt

sich die Wochenarbeitszeit in den ersten zehn Berufsjahren nach Studienabschluss? Gibt es Unterschiede zwischen den Absolvent/inn/en von 1990 und denen von 2000? Und wie sieht es mit der Bedeutung von und der Zufriedenheit mit Freizeit aus?

IM BÜRO SITZEN ...

Bei der Wochenarbeitszeit zeigt sich ein recht unterschiedlicher Trend bei den Absolvent/inn/en von 1990 und 2000. Während bei den 1990ern die Arbeitszeit in den ersten Karrierejahren von rund 43 Wochenstunden gleichmäßig um eine Stunde pro Jahr auf rund 48 Wochenstunden ansteigt und dann weitgehend konstant bleibt, zeigt sich bei den 2000ern ein komplett anderes und sogar konträres Bild: Hier beträgt die durchschnittliche Wochenarbeitszeit in den ersten Jahren knapp 47 Wochenstunden und sinkt dann in den letzten vier Karrierejahren auf knapp 43 Wochenstunden ab.

Warum ist das so? Auf den ersten Blick lässt sich eine zunehmende lifestyle- und genussorientierte Abkehr vom Leistungs- oder Präsentismuskult bei den jüngeren Absolvent/inn/en vermuten. Doch das stimmt nur zum Teil. Die Unterschiede sind eher in weniger Vollzeitverträgen und Geschlechterspezifika begründet, wie die folgende Grafik zeigt, in die nur die Vollzeitstellen eingeflossen sind: Bei den Frauen zeigt sich in beiden Kohorten ein umgekehrt u-förmiger Verlauf (mit einer

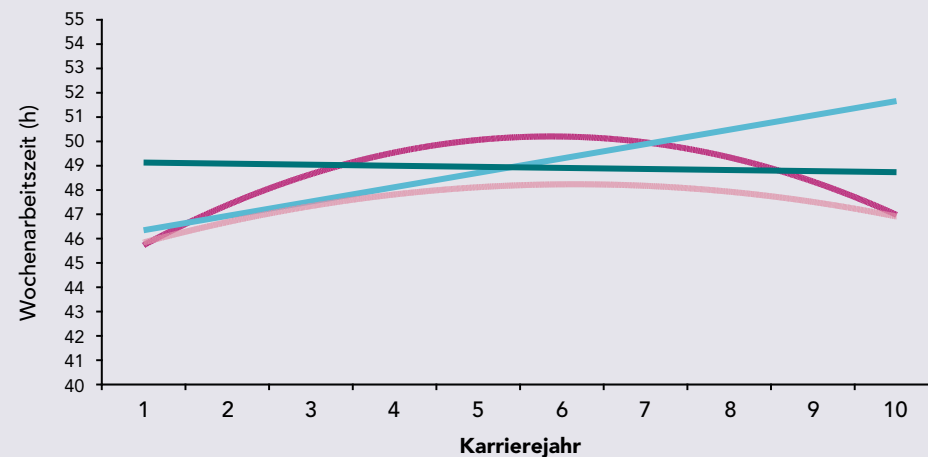


Bild: ZBP

höheren „Spitzenarbeitszeit“ in der 1990er-Kohorte), bei den Männern in der 1990er-Kohorte ein Anstieg, während die 2000er-Kohorte relativ konstant knapp unter 50 Stunden liegt.

... UND „AFTER WORK“ ENTSPANNEN

Freizeit als Ausgleich ist für beide Kohorten durchaus bedeutend, und diese Bedeutung steigt auch bei beiden im Lauf der ersten zehn Karrierejahre an. Die 2000er-Kohorte liegt konstant etwas höher. Bei den Jüngeren bildet sich der Wunsch ab, den beruflichen Einsatz zugunsten des Privatlebens etwas zu reduzieren; realisiert wird er allerdings besonders beim Berufseinstieg nicht. Bezüglich der Zufriedenheit mit dem Freizeitausmaß liegen die Absolvent/inn/en von 1990 anfangs leicht über den 2000ern, fallen aber im Laufe der ersten zehn Karrierejahre zurück. Das Bild kehrt sich also um: Am Ende der ersten zehn Karrierejahre ist die jüngere Kohorte mit ihrer Freizeit glücklicher.

KARRIEREERFOLG UND EIN AUSGEFÜLLTES FREIZEITLEBEN – KANN MAN BEIDES HABEN?

Schon – aber oft nicht gleichzeitig, und für den einkommensorientierten Erfolgsmenschen wird die Wahl noch weiter eingeschränkt: Die Wochenarbeitszeit hängt in beiden Kohorten (vor allem in der 2000er-Kohorte) deutlich mit dem Einkommen zusammen. Das grundsätzliche Spannungsfeld zwischen

zeitlichem Arbeitseinsatz, Karriereerfolg und dem Wunsch nach Freizeit bildet sich in beiden Kohorten recht konsistent ab. Zugleich lassen sich einige Veränderungen von 1990 zu 2000 konstatieren, insbesondere was die Ausprägung und den Verlauf von Arbeitszeit und Freizeitstreben betrifft.

Der eingangs zitierte Ruf nach verstärkter Achtung der Privatzeit spiegelt sich zwar in der gesteigerten Bedeutung der Freizeit für die Jüngeren wider, in der Realität zeigt sich aber zumindest beim Karriereeintritt das umgekehrte Bild. Der spätere scheinbare Zugewinn an Freizeit in der jüngeren Kohorte erweist sich bei näherer Betrachtung eher als Folge der Abnahme von Normalarbeitsverhältnissen (die selbst in unserem Hochqualifiziertensample insbesondere Frauen betrifft). Dass die Smartphones außerhalb der Arbeit in Hinkunft öfter abgeschaltet werden, darf somit bezweifelt werden.



Bilder: privat

Markus Latzke und Michael Schiffinger arbeiten als wissenschaftliche Mitarbeiter an der Interdisziplinären Abteilung für Verhaltenswissenschaftlich Orientiertes Management an der WU.

